



Das Feuilletton



ZEITUNG FÜR DEBATTE, KULTUR, MEDIEN UND ZEITGESCHEHEN

Mehr vom Meer

*Fürchten, bezwingen, schützen:
Über die Beziehung des Menschen zur See*

Seite 24



Foto erstellt mit Acrobot, Firefly und ChatGPT (KI)

KASPERL UND HOFNARR IN KOMISCHER ZEIT

LACH DOCH MAL. Wie ist es heute um das Lachen auf den Bühnen bestellt? Nicht gut: Die zeitgenössische Komödie scheint eine Leerstelle zu sein. Das Volkstheater hat nun einen neuen Preis ausgeschrieben, um die Produktion solcher Dramen anzutreiben. Der Jura-Soyer-Preis ist wahrscheinlich weltweit der erste Dramatiker:innenpreis überhaupt für dieses Genre. Petra Paterno hat mit Koryphäen des komischen Fachs – Maria Happel und Michael Niavarani – ergründet, warum sich die Komödie heute schwer tut.

In den USA stellt sich die Situation gerade ganz anders dar. Dort sind die „Komiker“ – in dem Fall die Moderatoren der Late-Night-Talkshows – aktuell die mutigsten Kritiker des amtierenden Präsidenten, Donald Trump. Stephen Colbert und seine „Late Show“ hat es schon erwischt: eingestellt. Auch andere Kollegen hat Trump explizit bedroht. Gregor Kucera hat sich die Tradition der Late-Night-Shows und ihre Rolle als Begleiter von US-Politik – von Watergate über Clinton bis Obama – genauer angesehen

Seiten 6 und 7

ENTRÉE: Den Wecker nach vorne drehen

Der 1. September hat eine besondere Bedeutung in der Fantasy-Literatur. Harry-Potter-Fans kennen ihn als „Back-to-Hogwarts-Day“ – jenen Tag, an dem auf dem Bahnsteig 9¾ der Expresszug zurück in die Schule bestiegen wird. Auch in Österreich fiel der Schulbeginn diesmal auf diesen Tag. Ab dann heißt es wieder: pünktlich um 8 Uhr in der Schule sitzen. Und zwar nicht nur körperlich, sondern (wenn möglich) auch geistig.

Warum die Schule auch im Jahr 2025 noch so früh beginnt, kann niemand wirklich erklären. Was spricht gegen 8:30 Uhr oder gar 9 Uhr? Die halbe Welt beginnt um 9 Uhr morgens zu arbeiten – warum quälen wir Schüler, Eltern und Lehrer mit allmorgendlicher Hektik?

Eine britische Schule hat das Problem radikal angepackt: Unterrichtsbeginn erst um 10 Uhr. Das Ergebnis? Die Krankmeldungen sanken um satte 30 Prozent, die Schüler

waren wacher und die Noten besser. Kein Wunder – mehr Schlaf bedeutet schlichtweg bessere Konzentration und weniger Stress.

Was nach einem Luxus klingt, ist tatsächlich eine längst überfällige Anpassung an die Realität der Biologie. Auch für Lehrer und Eltern bringt das spätere Klingeln am Morgen echte Entlastung. Es scheint, als wäre die „goldene Stunde“ für Schulen nicht der frühe Morgen, sondern eben diese spätere, entspannte Startzeit.



Doch anderswo ist man noch radikaler. Ärzte, Krankenschwestern und Pfleger müssen häufig um sechs Uhr auf der Matte stehen. Ist sieben

Uhr Früh wirklich die ideale Zeit für den ersten Schnitt im OP? Ernsthaft? Wie läuft das? Die Antwort ist eindeutig: Es läuft schlecht. Studien zeigen, dass Schlafmangel bei medizinischem Personal zu Fehlern, verminderter Konzentration und erhöhtem Burnout-Risiko führt. Ein Teil der Belegschaft kompensiert durch kurze

Nickerchen, andere leben jahrelang mit chronischem Schlafdefizit. Die Folgen? Nicht nur für die eigene Gesundheit dramatisch, sondern auch für die Patienten.

Die Frage steht daher wie ein tickender Wecker im Raum: Warum zwingen wir uns zu einem Tagesablauf, der Bestleistungen verhindert und den Biorhythmus nachhaltig stört? Der spätere Schulbeginn ist kein Luxus, sondern eine dringend notwendige Korrektur. Mehr Schlaf verhindert nicht nur Krankheiten, er ist auch ein Akt der Wertschätzung gegenüber uns selbst.

Wer jetzt sagt: „Aber wie soll das mit den Busfahrplänen und der Privatordination klappen?“, dem sei gesagt: Systeme sind keine Naturgesetze – sie sollten sich den Menschen anpassen. Letztlich geht es um Respekt vor den Bedürfnissen von Körper und Geist. Ob Lehrer, Schüler oder Arzt – alle brauchen ausreichend Schlaf, um leistungsfähig zu sein. Denn Schlaf ist kein Luxus, sondern eine unverzichtbare Ressource. In diesem Sinne: Guten Morgen!

baumgartner@feuilleton.online

IN DIESER AUSGABE

Worte: Wie ChatGPT und Co. die Sprache verhunzen Seite 4

Klänge: Heidi Spacek über Pop-Promotion dazumal Seite 12

Gezeiten: Fatih Akin über seinen Film „Amrum“ Seite 14

Ruinen: Besuch in Döllersheim im Waldviertel Seite 17

Morde: Ist es normal, True Crime zu lieben? Seite 21

feuilleton.online

Herausgegeben von Bernhard Baumgartner, Christina Böck und Matthias Greuling
Monatsschrift,
Österreichische Post AG, MZ 23Z044041 M,
Retouren an Postfach 555, 1008 Wien
Das Feuilleton, Fröbelgasse 27/2, 1160 Wien



Leitartikel

Wieso der Trumpismus Trump überleben wird

Seit Donald Trump wieder im Weißen Haus sitzt, haben wir uns an die Geschwindigkeit, mit der dieser Mann fast täglich neue schier unglaubliche News produziert, noch immer nicht gewöhnt. Als er sich mit Putin in Alaska traf, dem russischen Staatschef den roten Teppich ausrollte und mit ihm in seinem Dienstwagen spazieren fuhr, produzierte das einmal mehr Bilder, die geradezu typisch sind für den Trumpismus, den Leadership-Stil, den Trump etabliert hat. Klare Gesten, einfache Worte, scheinbar simple Zusammenhänge, auf dass es überall in der Welt, wenn schon nicht „greater“, dann zumindest „great“ werde.

Es ist eine paradoxe Ironie unserer politischen Gegenwart: Der Kern einer Bewegung überdauert ihren charismatischen Gründer. Der Trumpismus wird noch da sein, wenn Trump längst nicht mehr im Amt ist. Er ist auch während der blossen Amtszeit von Joe Biden stets dageblieben – in Lauerstellung. Er ist mehr als eine politische Marke, es ist eine Plattform, ein Lebensgefühl, ein Echo tief verwurzelter Sehnsüchte, das mit dem Mann aus New York zwar einen Katalysator fand, aber längst unabhängig von ihm existiert.

Sein Aufstieg ist nur erklärbar vor dem Hintergrund einer tiefsitzenden Unzufriedenheit, die in den Vereinigten Staaten über Jahrzehnte herangewachsen ist. Der Trumpismus mobilisiert jene, die sich ökonomisch und kulturell abgehängt fühlen, und bietet ihnen einfache Antworten auf komplexe Fragen. Indem er das Establishment zum Feindbild erklärt, schafft er emotionale Kohäsion, die weit über Wahlkämpfe hinaus trägt. Diese Identifikation, gespeist aus Ressentiment, Misstrauen und nationalistischer Sehnsucht, verwandelt politische Botschaften in eine Form der kollektiven Selbstversicherung.

Dass diese Bewegung nicht mit Trump endet, liegt auch daran, dass sie längst institutionelle Formen angenommen hat. Republikanische Strukturen, konservative Medien und Teile des öffentlichen Lebens sind so tief durchdrungen von den Codes des Trumpismus, dass ein Rückbau kaum vorstellbar ist. Dafür sorgt nicht zuletzt Trump selbst, wenn er im Eiltempo Personal an strategisch wichtigen Stellen – vom Militär bis hin zu Gerichten und Botschaften – austauscht. Dieser Trumpismus ruht auf Pfeilern, die älter sind als Trump selbst: Da spielt der Nationalismus voll hinein, und auch seine schillernde Unterform, der Patriotismus. Trumps Personenkult mag der sichtbarste Ausdruck sein, doch er ist nur die Spitze eines Eisbergs. Selbst ein Attentatsversuch, der andere geschwächt hätte, verwandelte ihn in eine Art Märtyrer-

Donald Trumps Politik stellt gerade die Welt auf den Kopf. Sie könnte für Jahrzehnte der bestimmende Stil bleiben.

figur. Sein Status wurde nicht untergraben, sondern mythisch überhöht, manche Anhänger sprechen gar von einer göttlichen Bestimmung.

Wesentlich für das Überleben des Trumpismus ist auch die Schaffung einer medialen Parallelwelt. Trumps

Zeit als Mitwirkender an einer TV-Show hat ihn gelehrt, dass es eine eigene Realität braucht, um nachhaltig zu wirken: Hier sind Fakten eher zweitrangig und Narrative entscheidend. Dieses Reich alternativer Wahrheiten, gespeist durch soziale Medien und verstärkt von konservativen Fernsehsendern, existiert unabhängig von der physischen Präsenz seines Namensgebers. Wer einmal in dieser Welt lebt, wird sie nicht ohne Weiteres verlassen.

Hinzu kommt die Eigenart des amerikanischen politischen Systems, das in seiner Fragmentierung und mit seinen schwachen Kontrollmechanismen Bewegungen wie den Trumpismus erst möglich machte. Wahlmännerkollegium, parteiinterne Strukturen und ein stark polarisiertes Klima haben dafür gesorgt, dass Trumps Aufstieg nicht als Anomalie, sondern als logische Folge erscheint. Nun wirken dieselben Institutionen als Verstärker und verlängern das Leben jener Bewegung, die sie einst hervorbrachten. Ja, es ist in den USA nicht einmal mehr ein Tabu, über die Verlängerung der Präsidentschaft (Trump) zu diskutieren.

Man darf den Trumpismus dabei nicht für eine große kulturelle Kraft im klassischen Sinn halten. Er hat keine literarischen Werke inspiriert, keine künstlerische Avantgarde hervorgebracht. Doch er braucht das auch nicht. Seine Strahlkraft liegt in der Mischung aus ideologischen Impulsen, Verschwörungserzählungen und einer emotional aufgeladenen Mobilisierung, die Millionen Anhänger bindet. Es ist eine Art nationaler Stolz im digitalen Gewand, politisch schlicht, aber wirksam, gesellschaftlich destruktiv, aber nicht zu ignorieren.

Die Frage ist, wie lange das von Trump geprägte Phänomen fortwirkt. Vieles spricht dafür, dass der Trumpismus noch Jahrzehnte prägend bleiben könnte, als unterschwellige Grundmelodie des Populismus, als Reservoir für politische Mobilisierung, als ein Gespenst, das im Zeitalter der Wahrheitsskepsis wieder und wieder aufgerufen werden kann. Und selbst wenn die Bewegung eines Tages zerfällt, bleibt die Saat zurück: in der Rhetorik, im Misstrauen gegenüber Institutionen, in der Selbstverständlichkeit, politische Realität durch Emotion und Empörung zu ersetzen. Außerdem gibt es in Trumps Familie genügend Köpfe, die sein Lebenswerk fortführen könnten. Es wäre nicht das erste Mal, dass die USA zuerst vom Vater, dann vom Sohn geführt werden.



Matthias Greuling ist Herausgeber von „Das Feuilleton“



Das nächste „Feuilleton“ (Nr. 16, November/Dezember 2025) erscheint am Freitag, 21. 11. in Trafiken, im Handel und im Abo.



Sie können unter www.feuilleton.at online ein Abo abschließen

IMPRESSUM Das Feuilleton

Medieninhaber:
Verein zur Förderung des österreichischen Feuilleton-Journalismus (VFFJ)
Postanschrift: Fröbelgasse 27/2, 1160 Wien
ZVR: 1527887965, UID: ATU79850813, IBAN: AT69 2011 1848 9174 8300

Herausgeberin und Herausgeber:
Bernhard Baumgartner, MA, Mag. Christina Böck, Matthias Greuling, BA
Chefredaktion: Mag. Christina Böck
Co-Herausgeberinnen und Co-Herausgeber:
Severin Groebner, MSc, Julia Wagner

Ständige Kolumnistinnen und Kolumnisten:
Severin Groebner, Walter Gröbchen, Mag. Claudia Aigner, Viktoria Klimpfinger

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:
Gunther Baumann, Mag. Judith Belfkih, Reinhard Koller-Astleithner,
Mag. Gregor Kucera, Felix Mährenbach, Dr. Clemens Marschall, Dr. Petra Paterno,
Peter Pisecker, Mag. Uwe Schögl, Edgar Subak, Dr. Andreas Tesarik, Julia Wagner,
Dr. Ingeborg Waldinger, Eva Weissenberger, MA.
Fotoredaktion: Robert Newald, Katharina Sartena.
Lektorat: Dr. Barbara Giller

Verlagsort: Wien

Grafik, Layout und Design: Matthias Greuling Werbeagentur, 2340 Mödling

Druck: Styria Print Group, Styriastraße 20, 8042 Graz

Einzelpreis: 6,00 Euro inkl. 10% UST
„Das Feuilleton“ erscheint in Print sechs Mal im Jahr.
Jahresabo: 35 Euro inkl. 10% UST
Bestellungen: abo@feuilleton.at
Telefon: 0664 / 996 040 39, from abroad: +43 664 996 040 39 (Mo, Mi, Fr von 14-16h)

Website: www.feuilleton.at, Mail: office@feuilleton.at

Die Offenlegung gem. §25 Mediengesetz ist ständig hier abzurufen:
www.feuilleton.at/online/kontakt/impressum-datenschutz
Gefördert durch die Wirtschaftsagentur Wien. Ein Fonds der Stadt Wien.

Die rote Linie

Appetit auf Bandsalat

Sie arbeitet schon seit einiger Zeit daran. Aber diesmal wird es Popstar Taylor Swift fraglos gelingen, das Comeback der Musikkassette. Denn immerhin trägt die Kassettenversion ihres im Oktober erscheinenden Albums „Life of a Showgirl“ Glitter bitte! Was hätte man in den 80ern dafür gegeben, einen luxuriösen schimmernden Tonträger in den Walkman schieben zu können. Das hätte einen noch einen Tick cooler gemacht, während man an seiner Zucker-Zigarette gezogen und lässig einen Bazooka Joe Kaugummi geknatscht hat. Damals war das höchste der Gefühle ein transparentes Gehäuse, das den Blick auf das aufgerollte Band darin erlaubte.

Es wäre ihr wirklich zu vergönnen. Also der Musikkassette, nicht der Taylor Swift. Denn ihre angeberische große Schwester, die Vinylplatte, hat es ja schon lang geschafft. Die hat schließlich quasi in einer stillen Vendetta ihre Nachfolgerin,

die CD, sogar überlebt. Aber ein Comeback der Musikkassette, das wäre ein ganz anderes Signal. Die Kassette, die war nie hip oder gar glamourös (unter anderem weil ja auch immer ohne Glitter!). Die Kassette hat manchmal ihr Band ausgespuckt, aber das Geniale war: Man konnte sie ohne



Hilfe reparieren. Mit dem Bleistift oder im Ernstfall mit dem Tixo. Die Kassette verriet, was einmal der Lieblingssong war, weil nach Hunderten Abspielungen die Stelle ein bisschen oder mehr eierte. Kassetten sind toll, weil sie der Gegenentwurf zum heutigen Musikkonsum sind. Wer hat nicht seine Musiksammlung mit aufgenommenen Radioschnipseln begonnen? Lieder, die so ein bisschen halblegal, aber doch im eigenen Besitz waren. Das war Unabhängigkeit! Noch weit entfernt war man von den Playlists unserer Tage. Und heute, wenn einmal alle Streamingserver gleichzeitig crashen – dann müssen wohl alle Taylor Swift hören.

CHRISTINA BÖCK



Foto: Manuel Meurisse/Unsplash

In der Endlosschleife des Außergewöhnlichen

*In ferne Galaxien reisen. In virtuelle Welten abtauchen. Oder radikal analog leben.
Wo warten die wahren Abenteuer der Gegenwart?*

JUDITH BELFKIH

Jeder Gipfel benannt, jede Tiefe kartografiert, die Natur präzise systematisiert: Die Vermessung der Welt ist abgeschlossen. Das einst Fremde und Ferne ist jederzeit verfügbar. Die Welt liegt offen da. Polarlicht und Wüstendüne, Großstadtschlucht und Dschungelpfad sind nur einen Klick entfernt. Abenteuerlich ist an diesen Reisen wenig – ob digital oder analog. Wer heute loszieht, weiß, was ihn erwartet.

Die Sehnsucht des Menschen nach dem Abenteuer ist damit nicht befriedigt. Neues entdecken, vertraute Pfade verlassen, Außergewöhnliches erleben – das reizt auch den modernen Menschen. Aber wie lässt sich das Verlangen nach dem Kitzel des Unerwarteten leben – geschweige denn stillen – in einer erforschten und kontrollierten Welt?

Anregungen für ein Nachdenken darüber finden sich in den Schriften des deutschen Soziologen und Philosophen Georg Simmel. Mit seinem Essay „Philosophie des Abenteurers“ lieferte er 1910 eine profunde Analyse – mit aufschlussreichen Erkenntnissen für die digitale Gegenwart.

Das Abenteuer verläuft bei Simmel außerhalb der „sonstigen Kontinuität“. Und doch ist der „Fremdkörper in unserer Existenz“ tief mit uns verbunden, gliedert sich trotz seiner Abgetrenntheit ein. Wir sind andere nach einem Abenteuer und sind doch noch wir selbst. Wir bringen aus dem Herausragenden tiefe Erkenntnisse mit in das Alltägliche. Dadurch hat das Abenteuer eine doppelte Bedeutung: einmal

durch das unmittelbar, intensiv Erlebte selbst und dann durch die nachwirkende Einordnung.

Eine abenteuerliche Episode hat für Simmel einen klaren Anfang und ein Ende – ein zeitlich begrenzter Ausnahmezustand. „Das Abenteuer ist die Exklave des Lebenszusammenhanges, das Abgerissene, dessen Beginn und Ende keinen Anschluss an die irgendwie einheitliche Strömung der Existenz haben – während es dennoch, wie über diese Strömung hinweg (...) mit den geheimsten Instinkten und mit einer letzten Absicht des Lebens überhaupt zusammenhängt.“ In der Rückblende erscheinen diese herausgeschnittenen Stücke an Realität oft traumhaft, ja surreal. Sie wirken fremd und doch bedeutungsvoll – fast wie ein Kunstwerk.

EINZIGARTIG SEIN

Diese Sehnsucht danach, solche Inseln des Außergewöhnlichen zu schaffen, ist ein zutiefst gegenwärtiges Bedürfnis. Wir wollen uns unterscheiden, einzigartig sein. Mehr noch: Wir versuchen, unsere Existenz nahtlos aus solchen Exklaven des Besonderen zu bauen. Erstmals in der Menschheitsgeschichte haben wir die Mittel dazu. Wer will schon gewöhnlich sein?

Die digitale Welt scheint wie geschaffen für diese feingeknüpften Perlenkette der Ausnahmezustände – wenn auch in massentauglich abgeflachter Form. Schließlich reizt der Nervenkitzel auch den Touristen auf Pauschalreise oder die Angestellte mit rarer Freizeit. Hier ein virtueller Tanz-Hype, dort die neue Staffel einer packenden Serie, hier ein Online-Rol-

lenspiel, dort ein immersives Theatererlebnis. Dazwischen eine Runde Geocaching und mit der Wandernadel-App auf einen Berggipfel. Zum Runterkommen eine geführte Meditation oder eine Woche Digital Detox auf der Almhütte. Herausstechen muss es, anders sein, intensiv pulsierend. Eine Atmosphäre der unbedingten Gegenwärtigkeit nennt es Simmel.

ABENTEUERLICHER RAUSCH

Das Leben ist zum unermüdlischen Strom der Mikro-Abenteuer geworden. Und wir sind Meister darin, eben jene klar abgegrenzten, traumhaften wie herausstechenden Puzzleteile zu konstruieren, in immer neuen Varianten: Abgegrenzte Inseln im Alltäglichen, die uns (im Idealfall) tiefere Einsichten und traumhafte Erinnerungen schaffen.

Der Drang nach dem Herausgehoben-Sein aus den Niederungen des Gewöhnlichen ist zur Alltäglichkeit geworden. Wir hangeln uns von Einzigartigkeit zu Einzigartigkeit – und inszenieren sie höchst ästhetisch in den digitalen Kanälen. Ein Leben als abenteuerlicher Rausch, gefangen in der Endlosschleife des Herausragenden.

Die von Simmel beschriebenen Mechanismen erfüllen all diese Inseln. Sie haben Anfang und Ende, setzen sich ab vom Lebensstrom, hallen unwirklich traumhaft nach. Aber ist das Abenteuer noch abenteuerlich, wenn es alltäglich geworden ist? Ist das Besondere noch besonders, wenn alle es tun?

Auch Georg Simmel umriss bereits die Möglichkeiten eines umfassend abenteuerlichen Le-

bens: Wenn ein Mensch „aus der Systemlosigkeit seines Lebens ein Lebenssystem macht, wenn er die nackten äußeren Zufälle sucht, aus seiner inneren Notwendigkeit heraus“. An dieser Stelle unterscheidet sich der digitale Mensch fundamental vom Abenteurer. Denn Letzterer „behandelt das Unberechenbare des Lebens so, wie wir uns sonst nur dem sicher Berechenbaren gegenüber verhalten“. Und eines sind die Mikro-Abenteuer beinahe ausnahmslos: vorhersehbar, berechenbar und stets verfügbar. Ihnen allen fehlt die existenzielle Gefährdung, der Kontrollverlust, das Ausgeliefert-Sein.

GEGENENTWURF

Ein „Lob der Unverfügbarkeit“ stimmt das Philosophicum Lech diesen Herbst an. Es spürt dem Kern des Abenteurers nach, dem Nicht-Verfügbaren. Aber wo finden wir es noch, das wahre Abenteuer? Konrad Paul Liessmann definiert das Abenteuer in Lech als Gegenentwurf zur durchgeplanten, sicherheitsfixierten Welt. Philosoph Robert Pfaller untersucht, wie gerade das Nicht-Gewollte zu sinnstiftenden Erfahrungen führen kann. Extrembergsteigerin Evelyne Binsack reflektiert, warum echte Abenteurer oft gar nicht „aufbrechen wollen“, Astrophysiker Heino Falcke bringt eine kosmische Perspektive ein. Digital erzeugte Abenteuer sind ebenso Thema wie die simulierten Wagnisse der Tourismusindustrie oder die Idee abenteuerlicher Wildnis.

Was diese Themen verbindet? Echtes Abenteuer bricht dort auf, wo wir überrascht werden, etwas nicht einordnen kön-

nen, staunen. Über die schiere Unendlichkeit des Kosmos, die Erhabenheit einer Bergspitze, die Kühnheit eines Gedankens, die ungefilterte Begegnung mit dem eigenen Ich, das seelisch nackte Ausgeliefertsein in der Liebe. All das macht uns staunen. Dann scheint die Zeit still zu stehen für einen Augenblick des Kontrollverlusts.

Auch Georg Simmel beschreibt diese erschütternd berührenden Momente: „Vielleicht gehören wir einer metaphysischen Ordnung an, vielleicht lebt unsere Seele ein transzendentes Dasein, derart, dass unser irdisch bewusstes Leben nur ein isoliertes Stück gegenüber einem unnennbaren Zusammenhange einer über ihm sich vollziehenden Existenz ist.“ Dieser Gedanke gibt dem Abenteurer eine zutiefst sinnstiftende Dimension: die uralte Sehnsucht des Menschen, in Kontakt zu kommen mit etwas, das größer ist als er selbst.

Doch das Abenteuer funktioniert auch in die andere Richtung: Nicht nur die Welt ist stets verfügbar – wir selbst sind es auch. Jederzeit erreichbar, kalkuliert und kontrolliert. Vielleicht lauert das wahre Abenteuer dort, wo wir wagen, uns selbst der ständigen Verfügbarkeit zu entziehen und selbst zur abenteuerlichen Unverfügbarkeit zu werden. 

INFORMATION:
Philosophicum Lech
„Abenteuer:
Lob des Unverfügbaren“
23. bis 28. September
philosophicum.com

Wie ChatGPT die Sprache verhunzt

Sie heißen zwar ironischerweise *Large Language Models*, aber der Originalität unserer Sprache tut KI keinen Gefallen.

EVA WEISSENBERGER

Was, wenn bald alle Texte gleich klingen? 🤖

Nicht, weil das gewollt ist. Sondern weil sie mit ChatGPT generiert werden – Hook, Vision, Call to Action. 🗣️

Dreiklang, Gedankenstrich, Absatz. 🌿

Containerbegriff, Hauptsatz, Gegensatz. 🏠

Nicht, weil jemand etwas sagen will – sondern weil es funktioniert. 🧠

Es klingt wie das, was schon geklungen hat – Sprache als Baukasten, Bedeutung als Simulation, Form vor Inhalt. 🏗️

Was, wenn wir dadurch nicht mehr Haltung, Klarheit, Verantwortung bekommen? Was meinst du? 🤔

Sie kennen diesen Duktus und die Wortwahl nicht aus dem Feuilleton und schon gar nicht aus „Das Feuilleton“, aber beides ist Ihnen sicher schon untergekommen: in (acht von zehn) LinkedIn-Postings, in (neun von zehn) Insta-Reels, in Blogbeiträgen, in Broschüren, in Mails, manchmal sogar schon in Kalendereinladungen; langsam schleicht sich diese Ausdrucksweise auch in die journalistischen Medien ein. Die großen – welche Ironie – Sprachmodelle, die LLMs, verhunzen die Sprache, und nicht nur die deutsche. Denn

Sätze werden heute nicht mehr geschrieben, geschweige denn zuvor erdacht, sie werden generiert und dann formatiert. Und so ebnet allen voran ChatGPT jede sprachliche Nuance ein. Jeder Text mischt sich in den glutenfreien Einheitsbrei – geringer Brennwert, wenig Salz, kein Geschmack.

Ha, ich schreibe ja selbst so! Ja, leider, Gedankenstriche und Dreiklänge hatte ich 25 Jahre lang im Repertoire. Der inflationäre Gebrauch semantisch diffuser Containerbegriffe wie „Klarheit“, „Verantwortung“ oder „Haltung“, ohne Konkretisierung über den Text gestreut, das galt hingegen immer schon als sinnloses Gestammel. Klarheit worüber?

Verantwortung wofür, vor wem, mit welchen Konsequenzen? Menschenverachtung ist ja zum Beispiel auch eine Haltung. Und warum verwendet derzeit eigentlich kaum jemand „Werte“ statt „Haltung“? Nicht, dass dies die Sache besser machen würde.

WORTE UND STATISTIK

Will man recherchieren, warum ChatGPT schreibt, wie es schreibt, fragt man am besten die Maschine selbst – wie immer mit dem Zusatz: Halte dich an die Fakten. Erfinde nichts. Schon wieder ein Gedankenstrich!

Die Selbstauskunft: In den Datensätzen, mit denen Large Language Models trainiert wurden, seien Marketingtexte,

Social-Media-Postings, Unternehmenskommunikation und politische Reden überproportional vertreten gewesen. ChatGPT nennt zudem „Thought-Leadership-Artikel“, auf die es abgerichtet worden sei. Was soll das bitte sein? ChatGPT antwortet: „Texte, in denen eine Person oder ein Unternehmen sich als Vordenker zu einem bestimmten Thema inszeniert – das basiert nicht zwingend auf einer Grundlage.“

LLMs erzeugen Text, indem sie nach jedem Wort jenes berechnen, das mit statistisch höchster Wahrscheinlichkeit auf dieses folgt, basierend auf den Mustern aus ebendiesen Trainingsdaten. „Ich bin kein Mensch“, schreibt die Maschine weiter, „aber ich simuliere menschliche Kommunikation – mit dem, was in Trainingsdaten besonders gut funktioniert hat: Rhythmus. Emotionalität. Relevanz-Simulation. Oder wie ein kluger Sprachwissenschaftler sagen würde: Pragmatische Performanz bei semantischer Unschärfe.“ Gegensatzpaare sollen Komplexität simulieren; Gedankenstriche suggerieren, dass hier jemand nachgedacht hätte; Triaden wirken bedeutsam, einprägsam, endgültig, selbst dann, wenn sie wenig aussagen; Containerbegriffe klingen intellektuell und lösen bei den meisten Rezipienten positive Emotionen aus, weil jeder hineininterpretiert, was ihm gefällt; genauso können auch Emojis alles und nichts bedeuten, nur sind diese kleinen Grafiken noch dehnbarer.

Sprache als größter gemeinsamer Nenner also, oder wie es ChatGPT ausdrücken würde: „Nicht, weil die Sprache einheitlich klingen soll. Sondern weil sie allen gefällt.“ Funktionstüchtige Sprache, die ihren Sinn darin findet, so zu tun, als hätte sie einen.

FORMULIEREN ALS LUXUS

Ich bin mittlerweile so allergisch auf diese Format-sprache, dass ich bei der ersten „Haltung“ und beim zweiten Gedankenstrich aufhöre zu lesen, da ich dem Text und damit auch der diesem zugrundeliegenden Idee unterstelle, von ChatGPT generiert worden zu sein. Das ist womöglich ungerecht, denn je mehr Texte dieser Art wir lesen, desto eher schreiben wir selbst so. Und die anderen Maschinen, die Social-Media-Maschinen, belohnen diese Schreibe ja mit Likes, Klicks, Shares. Der Stil ist ja nicht nur schlecht – die Dosis macht das Gift. Sehen Sie! Auch ich kann es nicht lassen.

Bitte mich nicht falsch zu verstehen: Ich habe nichts gegen ChatGPT an sich. Künstliche Intelligenz, und damit auch generative KI, bringt immense Vorteile. Man kann damit wunderbare Dinge machen; man kann viele Schritte vieler Aufgaben effizienter abarbeiten. Ich benutze diverse Applikationen nahezu täglich. Oder haben Sie geglaubt, ich hätte mir die passenden Emojis für den Einstieg selbst rausgesucht?

Außerdem, ja, Sprache verändert sich im Laufe der Zeit. Und

das ist gut so. Sonst würde ich hier biedermeierlich schreiben: Und das ist recht und wohlgegan.

Selbst zu schreiben, wie ich es hier tue, wird diesseits der Literatur zum Luxus, zum Statussymbol. Dass in fünf Jahren noch irgendjemand Gebrauchstexte, die über eine WhatsApp-Nachricht hinausgehen, selbst verfasst, ist unwahrscheinlich, vielleicht ist es schon in drei Jahren so weit.

Die Sprache wird sich trotzdem erholen, weil wir Applikationen, wie sie gerade auf den Markt kommen, nutzen werden, die eine Konzernsprache oder einen anderen definierten Stil einsetzen, und weil wir lernen werden, besser zu prompten: Setze Gedankenstriche nur sparsam ein; vermeide Wendungen aus dem Englischen wie „what if“; schreibe wie Joseph Roth.

In der Zwischenzeit urasse ich mit Strichpunkten – ist Ihnen aufgefallen, oder?

Eva Weissenberger ist Unternehmerin, Medienberaterin und Publizistin. Zuletzt leitete sie den Newsroom und das Medienhaus der WKÖ und moderierte den geopolitischen Podcast LOOKAUT. Zuvor war sie Chefredakteurin der Kleinen Zeitung Kärnten und Osttirol und von News. Für ihre journalistische Arbeit wurde sie vielfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Kurt-Vorhofer-Preis. Sie absolvierte ein Masterstudium in digitaler Kommunikation an der Universität der Künste, Berlin, und der Universität St. Gallen.



Sätze werden von der KI nicht erdacht, sondern nach ihrer Wahrscheinlichkeit erstellt. So entsteht der Buchstaben-Einheitsbrei



Monatsabrechnung

Pippi und die Problemherrscher

Was hat man nicht alles gehört vor dem Putin-Trump-Treffen in Alaska: wer wie wem seine Sicht der Dinge aufzwingen würde. Dabei haben doch beide eigentlich ein Problem mit der freien Sicht.

Denn das Unangenehme an Potentaten ist, dass sie sich wie ungezogene Kinder aufführen. Ein tyrannisches Kind ist ja ein tendenziell klein gewachsener Mensch, der nichts zum Haushaltseinkommen beiträgt, es aber aufs Beste versteht, seine Eltern zu unterjochen. Der unproduktive Gnom zwingt also den erwachsenen Steuerzahlern seinen Willen auf.

Tyrannen tun das auch.

Der Unterschied zwischen Kindern und politisch aktiven Tyrannen ist aber: Auf Kinder kann man sich einstellen. Und nachdem man ihr Spiel ein bisschen mitgespielt hat, ihnen das Gefühl gegeben hat, dass sie und ihre Bedürfnisse wahrgenommen wurden, kann man nach der Befriedigung des Egos mit dem Wachstumspotenzial in Menschenform normalerweise wieder in Ruhe reden. Ja, sie sind sogar selbst plötzlich wieder in der Lage, nachzudenken und ihr Handeln zu überprüfen. Und tatsächlich: Langsam kommen sie wieder runter und – zur Vernunft.

Das ist der Unterschied zum Potentaten. Der Potentat wird nie vernünftig. Will er auch gar nicht. Der bleibt immer Kind. Er zwingt uns sein Spiel auf, seine Fantasiewelt. So wie Vladimir Putin, der von einem Russland fantasiert, das so nie existiert hat, träumt auch Trump von einem vergangenen „Great“, das er gern „again“ hätte. Was das sein soll, weiß keiner so genau. Wenn die beiden kleinen Buben wären, könnte man sagen: „Ach, die haben ja so viel Fantasie! Aber sind ja lieb.“

Nur dummerweise sind die beiden keine kleinen Buben – und sie sind auch gar nicht lieb.

Das gilt auch für die Möchtegern-Elite in Europa: die Orbans, die Kickls, die Höckes, die Ficos, die überall Invasionsarmeen sehen. Nur nicht dort, wo tatsächlich eine blutige Invasion stattfindet: in der Ukraine.

Dort sehen diese Buben aus dem Putin-Fanclub eine „Krise“, einen „Konflikt“, vielleicht sogar eine „Tragödie“ und verstehen nicht, wieso sich die ukrainische Bevölkerung nicht einfach Putin unterwirft. So wie sie es bereits getan haben.

Verzeihung, das war natürlich keine Unterwerfung, sondern eine „Kooperationsvereinbarung“. Logisch. Der Kotau ist auch nur eine Yoga-Übung. Und seit Trump wieder im Amt ist, wissen diese Charaktergrößen gar nicht mehr, in welche Richtung sie sich zuerst verneigen sollen. Dafür sehen sie Invasionen, wo keine sind.

Denn sie sehen keine Menschen in Not, die vor Kriegen und Hunger flüchten. Keine Arbeitskräfte, die die europäischen Wirtschaft gut brauchen könnte. Kein Bevölkerungspotenzial an jungen Menschen, das die greisen Gesellschaften des wohlgenährten Westens dringend benötigen. Sie sehen also keine jungen Menschen mit Potenzial, Ehrgeiz und Fleiß. Nein, sie sehen nur andere Hautfarben und: eine Invasionsarmee.

Vielleicht haben sie in ihrer Jugend zu viele Geschichten von Winnetou und Old Shatterhand gelesen und fühlen sich deshalb heute noch wie der Häuptling der Apachen: edel, mutig, stark und von einem sächsischen Knastbruder aus dem 19. Jahrhundert erfunden. Denn – Achtung Realität – Winnetou ist eine Fantasiegestalt.



Dabei gibt es noch wirkmächtigere Fantasywelten unter den internationalen Nationalisten.

Peter Thiel hat doch tatsächlich seine Überwachungssoftware „Palantir“ nach sprechenden Steinen aus „Herr der Ringe“ benannt. Vielleicht sollte mal einer dem Peter erklären, dass der Schmöcker von J.R.R. Tolkien kein Tatsachenroman ist.

Und wenn wir schon dabei sind, sollte auch einer Wladimir Putin schonend beibringen, dass Ivan der Schreckliche ein Paranoiker war, der seinen eigenen Sohn erschlagen hat. Und wenn sich vielleicht ein Wirtschaftswissenschaftler finden könnte, der Donald Trump sanft darauf hinweisen könnte, dass Zölle letztlich immer die eigenen Verbraucher bezahlen? Oder wie Demokratie funktioniert?

Aber Trump mag keine Belehrungen, keine anderen Meinungen und keine abweichenden Fakten. Deshalb hat er auch die Chefin der Statistik-Behörde gefeuert. Und setzt die Universitäten unter Druck. Das ist der neueste Tyrannen-Trend. Der Orban hat ja auch schon eine Universität nach Wien vertrieben. Putin den allergrößten Teil der russischen Intelligenz außer Landes.

Denn diese Potentaten wollen nicht ihr Weltbild mit der Realität abgleichen, sie wollen die Realität an ihr Weltbild angleichen. „Ich mach mir die Welt, wie sie mir gefällt“, singen die Potentaten Langstrumpf. Und wir sollen alle nach ihren verrückten Vorstellungen tanzen – dann sind sie glücklich. Bis sie sich neue Realitäten ausdenken. Sind einfach schlecht erzogene Buben.

Und ich bin für gewaltfreie Erziehung.

Severin Groebner ist Kabarettist und Autor. Sein neues Programm „Ich bin das Volk“ hat am 22.9. im Kabarett Niedermair Premiere.
www.severin-groebner.de.

Copy-Shop24



Gut, einiges spricht dafür, dass es sich um eine Kopie handelt...

Cartoon: Dirk Meissner

Der Enkeltick

Falsch verbunden

Die Oma kann sehr viel sehr gut. Mobiltelefonie zählt nicht dazu. Wobei ich ihr an dieser Stelle nicht unrecht tun will: Es gehört schon ein gewisser Grad an Hingabe und Findigkeit dazu, das komplette Adressbuch des Handys unwiederbringlich zu löschen. Und auch die Lautlos-Taste so zu korrumpieren, dass man einander sogar während des Telefonierens selbst nicht hören kann, grenzt an Kalkül.

Omas Kampf gegen die Hosentaschenmaschine ist der beste Beweis dafür, dass das Gegenteil von Liebe nicht Hass ist, sondern Gleichgültigkeit. Das war so bei ihrem alten Klapphandy, das war so bei ihrem kurzen Intermezzo mit einem Seniorenhandy und das ist so bei der jetzigen Geißel ihrer Existenz. Taschentelefone sind ihr einfach herzlich powidl – Jacken- wie Hosentasche. Uns aber nicht.

Denn eine andere Sache, in der die Oma auch nicht sonderlich gut ist, ist Trittsicherheit. Die Oma baut Hoppalas, seit ich sie kenne. Unzählige reißerische Heldinensagen belegen das. Manch andere Oma fährt vielleicht im Hühnerstall Motorrad, meine fährt mit Einkaufstasche an der Lenkstange Fahrrad, überschlägt sich und bremst mit dem Gesicht. Kein Asphalt spaltet diesen großartigen Dickschädel.

Aber auch die Oma ist nicht immun gegen die Zeichen der Zeit. Was früher anekdotische Tapferkeitsmedaillen waren, sind jetzt wandelnde Sorgenfalten. Da trägt es nicht unbedingt zum familieninternen Seelenfrieden bei, wenn sie hartnäckig vergisst, ihr Handy aufzuladen, bevor sie zu ihren täglichen Routen aufbricht. Unbeirrt, unbekümmert – und unerschrocken.

Also folgt in regelmäßigen Abständen der typische Rundruf meiner Mutter bei meiner Schwester und mir, ich erkenne ihn inzwischen schon am Klingeln: „Weißt du was von der Oma?“ Und schon ist die Sorgenkette eingeleitet: Wer am schnellsten und nächsten ist, bricht in Richtung Oma auf. Wir kennen ihre Wege.

Einmal bin ich nachts im Schüttregen zu ihr gefahren, meinen neuen Partner auf dem Beifahrersitz. Horrorszenarien laufen Staffel in meinem Kopf: die Oma ohnmächtig im Straßengraben, die Oma ohnmächtig in der Küche, die Oma ohnmächtig in der Badewanne. Ich schleife also meine Klapperkiste um die letzte Kurve, wir stürzen aus dem Auto, sind klitschnass, bis wir bei der Eingangstür sind. Alles ist dunkel, die Rollos herunter – kein gutes Zeichen. Mein Freund und ich stoßen die Tür auf, ich schreie dramatisch in das dunkle Haus: „Oma!“

Plötzlich geht das Licht an und aus dem ersten Stock hinab zu uns simplen Tölpeln, die abhängig sind von ihren portablen Bildschirmen, steigt: die Oma. Pumperlgesund. Im bodenlangen Nachthemd. Nicht unbedingt die klassische Situation, in der man die neue Schwiegergrosnmutter kennenlernt. „Na hätte ich das gewusst, hätte ich mir noch schnell ein Ballkleid angezogen“, grinst die Oma in Richtung meiner verdutzten Begleitung. Unbeirrt, unbekümmert – und unvergleichlich.

VIKTORIA KLIMPFINGER

erzählt hier, wie sie ihre Oma auf Trab hält, obwohl die das selbst ganz gut kann.

